

Streifzüge durch die Provence [Fortsetzung]

Autor(en): **M.G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 40

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644441>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Saintes-Maries-de-la-Mer. Die Reliquien der heiligen Marien werden von den Zigeunern ins Meer hinausgetragen.

weil er gegen unsere Pflanzung vordrang. Da ich als Ingenieur und Offizier eine gewisse Fertigkeit in der Anordnung von Maßnahmen besaß, betraute der Gewaltherr mich damit, und ich war bis spät mit dem Säuen von Schneisen, Anlegen von Gegenfeuern und Niederschlagen der Gluten beschäftigt, gegen die mit Zweigen, Bisangblättern und Hasen gekämpft wurde. Da hieß es nicht nur befehlen, sondern vorbildlich zugreifen und die halbnaakte schreiende Chinesengesellschaft anleiten, wie das Zweckmäßige zu tun war.

Aber ich kannte keine Ermüdung und ruhte nicht, bis der Brand eingedämmt und gelöscht war. Das ging bis tief in die Nacht hinein.

Bei der Heimkehr traf ich plötzlich mit Simujah zusammen, der der Kutscher eine Wagenlaterne vorantrug. Wie sie mich erkannte, sprang sie auf mich zu, hing sich mir an den Hals und schluchzte aus übervollem Herzen.

„Was ist dir, Simujah?“ fragte ich besorgt.

„O, ich bin so glücklich, daß ich dich wieder habe“, sagte sie und ihr Weinen schlug in freudiges Lachen um. Mir war, als sähe ich durch ihre hellen Tränen hindurch ein mutiges Stück Innenwelt, wie man vom Berg herab durch den Schleier eines Streifregens eine von der Sonne vergoldete, dahinterliegende Landschaft erblickt und sie doppelt schön findet. Nun erzählte sie, daß sie, weil ich über Gebühr lange ausgeblieben, von Angst getrieben, von zu Hause aufgebrochen sei, um mich zu suchen. Sie habe den Gedanken nicht los werden können, es sei mir etwas Schlimmes zugestoßen und die heimtückischen Kultis hätten mich am Ende ermordet. (Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durch die Provence.

III. Mären und Legenden.

So wie sich Sprache, Sitten und Trachten über die Jahrhunderte hinweg in der Provence erhalten, wie die auf antike Ursprünge zurückgehende Gewohnheit der Stiergefechte noch unverändert fortbesteht, so lebt in der provenzalischen Volksseele eine reiche Fülle von Sagen, Schwänken und Legenden, in denen sich Taten christlicher Heiliger und vor-

geschichtlicher Helden bunt und oft fast unkenntlich vermengen und durchwachen.

Abenteuerliches, Schreckenverbreitendes Ungetier haust allenthalben: in den Schlüften und Schründen der Alpen klettert die „goldene Ziege“, ungeheure Schätze bewachend, die von den Sarazenen hier verborgen wurden; in den endlos sich erstreckenden Sümpfen, Salzteichen und Schilfwäldern des Scamandre erscheint nächtlischerweile der „Geisterstier“, schwarz, ungeheuer, die mattschimmernde Mondscheibe zwischen den Hörnern tragend, und lange noch zittert sein dumpfes Gebrüll über die Sümpfe; da ist vor allem aber die „Tarasque“, die einst die Felder der Rhonemündung bis hinauf nach Tarascon verwüstete, die Hirten verschlang, die Herden versprengte und ganze Dörfer veröden ließ. Ein schildkrötenartig gebauchter, schuppengepanzelter Wanst, ein großgezackter Hahnenkamm sich darüber hinziehend und in einen langen Schweif auslaufend, eine fagenartige

Frage, aus deren Rüstern Feuer und Schwefel speit; so rennt das Untier auch heutzutage noch alljährlich am Botivest schraubend und fauchend in der guten Stadt Tarascon herum. Wohl eine der ältesten Darstellungen des Monstrums findet sich im Kreuzgang der Benediktinerabtei Montmajour bei Arles in Stein gehauen. Mit weitaufgerissenem Maul verschlingt es eine Frau, während auf der andern Seite der Mauer ein Weib vor Angst und Schrecken den Verstand verlierend, mit entsetzten Augen und gesträubtem Haar das Wunder anstarrt. Die Tarasque wurde schließlich von der heiligen Marta gebändigt und soll so gefügig geworden sein, daß sie sich an einem himmelblauen Seidenband spazieren führen ließ.

Von der heiligen Marta aber erzählt die Legende, daß sie mitsamt den heiligen Maria Jakbea und Maria Salomea sowie St. Trophim und Lazarus von den Juden in steuer-, segel- und ruderloser Barke dem Meere anheimgegeben worden sei, worauf sie nach mancherlei Abenteuern und langer Irrfahrt endlich an der sandigen Küste der Camargue gelandet. Von hier zog Marta nach Tarascon, St. Trophim, predigte das Christentum zu Arles und die beiden Marien blieben an der Stelle, wie ihr Schiffelein zuerst den Strand berührt und die später nach ihnen Les-Saintes-Maries-de-la-Mer genannt wurde. Bei ihnen aber war eine treue Dienerin, Sara geheiß, die Zigeunerheilige. Zu ihrem Grabe wallfahrten alljährlich am 24. und 25. Mai die Zigeuner aus der ganzen Welt. Hier sind sie während wenig Stunden ein Volk, haben ihre eigene bunte Wagenlagerstadt, sprechen ihre Sprache, folgen ihren uralten Sitten und wählen ihre Königin, Bellani genannt, die Nachfolgerin der braunen Sara. Am zweiten Festtag tragen sie die Reliquien der beiden Marien ins Meer hinaus, während der Erzbischof aus einer der kleinen Fischerbarcken das Wasser, die Erde und das heimatlos wandernde Volk der Zigeuner segnet. (Siehe obenstehendes Bild.)

Von St. Trophim erzählt die Legende, daß er, nachdem schon viele Arelaten zum Christentum bekehrt worden waren, den göttlichen Befehl erhalten, das Gräberfeld der Römer, die Alyscamps, zu weihen und zu segnen, auf daß die Gebeine der christlichen Toten allda bestattet würden. Als der Heilige aber des gewaltigen Totenackers mit seinen langen Alleen steinerner Sarkophage, mit seinen Zypressengängen und ragenden Denkmälern ansichtig wurde, da verzagte er und wagte es nicht, mit einem einzigen, armen Worte die Majestät des heidnischen Friedhofes zu weihen. Da erschien, von einer Gloriole strahlend umflossen, mit

einem Male Christus vor ihm. Der Herr fiel auf die Knie, weihte und segnete die Erde, und ehe der Erschrockene sich noch gefaßt, war die Erscheinung schon wieder entschwunden und nur die Abdrücke seiner Knie blieben auf dem Felsen noch zurück. Der also gesegnete Friedhof aber stand bald im Rufe besonderer Heiligkeit und von nah und fern wollten die Gläubigen allda begraben sein. Starb daher einer zu Tarascon, Avignon, Valence, zu Vienne oder einer andern Stadt stromaufwärts, so hüllte man ihn in ein Laken, umwickelte ihn mit Bändern, legte den Leichnam in eine Tonne und übergab ihn solchermaßen den Fluten der Rhone. Das Geld aber, das zu einem feierlichen Begräbnis erforderlich war, wurde im Mund des Toten verborgen. Zu Arles nun, an der Schiffsbrücke von Trinquetaille, saß Tag und Nacht ein Wächter, der mit langer Flößerpecke diese Leichenschifflein ans Land zog, worauf die Toten mit großem Gepränge in den Mlyscamps begraben wurden.

Einmal aber schwärmten zu Tarascon ein paar halbbetrunkene Soldaten nächtlicherweile der Rhone entlang und als sie einen dieser Leichname nahe dem Ufer stromabwärts treiben sahen, fischten sie ihn mit ihren Lanzen heran und nahmen das Geld, das er im Munde mit sich trug, an sich und stießen den also beraubten Leichnam wieder in den Fluß hinaus. Die Tonne drehte sich jedoch nur halb herum und kehrte wieder ans Ufer zurück; als es nun den erschrockenen Soldaten auch beim dritten und vierten Male nicht gelang, sich des Leichnams zu entledigen, erfaßte sie ein Grausen und eilig legten sie ihm das geraubte Gut wieder in den Mund, worauf das Totenschifflein alsbald stromwärts verschwand

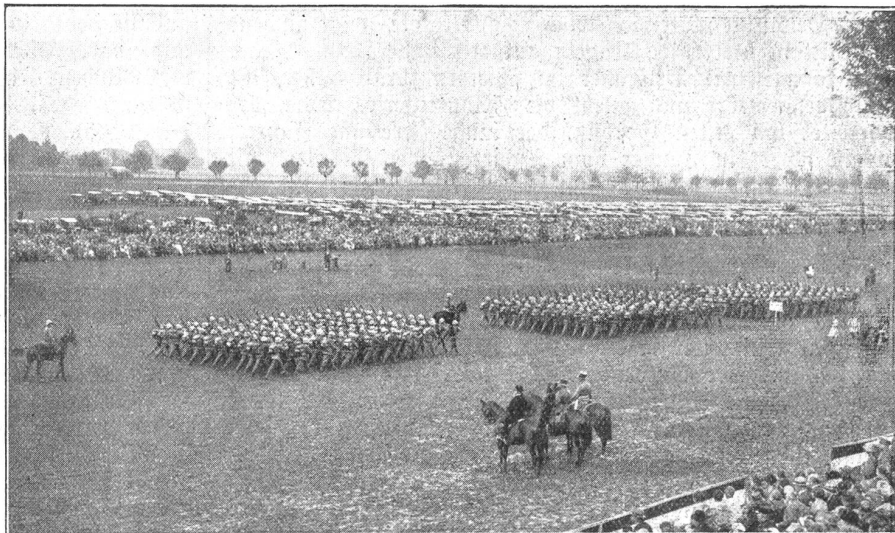
Die schönsten der provenzalischen Sagen und Legenden finden wir, in höchster, künstlerischer Vollendung allerdings, in den Werken des großen Provenzalischen Dichters Frederi Mistral, dessen 100. Geburtstag heuer vom ganzen Volke mit Begeisterung gefeiert wird.

M. G.

Wiedersehen am Defilé.

Von Ch. Beaujon.

Wenn Sie meinen Flotschi gekannt hätten, den ich im Aktiendienst 1914 mit unendlicher Mühe, aber leider erfolglos, gestriegelt und gewaschen und gewischt habe, Sie wären auch zum Defilé gefahren — meinen Flotschi, den rabenschwarzen, langhaarigen, treuen Kerl, den sie in der ganzen Batterie nur „Boschongs Chuchi-Schümmel“ nannten! Seit langem ist der gute Flotschi tot. Er hat aber doch Nachkommen geholt, trotzdem er nur ein Wallach war. Am Defilé habe ich seinen unförmlichen Kopf, die struppige Mähne, die lieben, braunen Augen, die tellergroßen Hufe, mit denen er in einem Trittschlungen von zwei Metern Durchmesser entwässerte, in verschiedenen Auflagen wieder gesehen. Auch das Ebenbild meines Züsi wühlte das schwere Ackerfeld dort am Fuße des Belpberges — Züsi mit dem Stedgringli, das auf dem Wege nach dem Fassungsplatz bei jedem Wirtschaftshaus von der Straße abschwante. Da halfen weder Sporen, noch Zügel oder Peitsche. Es „stellte den Kiesel“ und kehrte, unbekümmert um meine Proteste, in der „Couronne“, im „du Moulin“, im „Lion“ ein. Und jedes Mal mußte ich unter dem Gelächter der Fahmannschaft absteigen, mich in die Wirtschaft begeben, wieder herauskommen — und dann erst war Züsi zur Weiterfahrt bereit. Als ich abends beim Einrücken dem Leutnant meine Odnsee rapportierte, lachte er den Budel voll: „Es nimmt mi gar



Das Defilé der 3. Division zwischen Wichtrach und Mänzingen.

(Phot. J. Keller.)

nid Wunder, daß Euch das passiert isch.“ Am nächsten Tag aber habe ich gelacht, denn der Liechti Gottlieb, den der Leutnant an meiner Stelle mit Züsi zum Fassen kommandiert hatte, kam mit einem Blöderli ins Kantonement zurück.

Warum ich Federfuchser als Fahrer zur Artillerie kam? Weil ich einmal mit meinem Schulkameraden Pieffe hoch zu Droschtengaul, die Gymelermütze fed aufs Ohr gesetzt, die Spitalgasse hinunterritt — bestaunt von leuchtenden Mädchenaugen. Bei der Rekrutenaushebung habe ich dann noch ein bißchen gemogelt und als Beruf „stud. med. vet.“ angegeben. Pieffe ist Offizier geworden, und ich bin Fahrer geblieben, weil ich im rechten Stiefelrohr immer den Wadenframpf bekam.

* * *

Meinetwegen kann die Bestuhlung A.-G. türkische Diwane, Polsterstuhl und Klubber aufstellen, dachte ich, und packte mit einer tüchtigen Portion Sandwiches und Tee auch meine alterprobte, braune Wolldecke in den Rucksack. Und sie hat sich auch diesmal bewährt. Während die meisten Zuschauer am steilen Hang auf einem regennassen Talhang schimpfend hin und her rutschten, saß ich bequem und trocken auf meinem Kolumbus-Ei, dessen Fläche von vier Quadratmetern ich als Menschenfreund mit einem ältern Ehepaar teilte. Daß die Dame ihren Regenschirm so über mich spannte, daß das Wasser ununterbrochen mir in den Hals hinunterfloß, habe ich gar nicht nett gefunden — aber, jetzt ertönt der Bernermarsch — dort steht der Kommandant an der Spitze seiner Division und zieht den Säbel — die Sonne bricht durch die jagenden Wolken — sie chöme! — sie chöme! In imposanten Formationen kommen sie daher — die Radfahrer schneidig, glänzend ausgerichtet, wie ein zierliches Filigranschmuckstück anzusehen — dann die unzähligen Infanterie-Bataillone mit den Fahnen. Das Publikum klatscht begeistert, ruft und winkt. Einige Truppenführer lachen den Massen zu, andere reiten ernst voran, den Blick gradaus gerichtet. Unser Kriegsminister, in Zivil zu Pferd, grüßt die Fahnen, indem er mit schneidigem Rad den Hut zieht. Dem Belpberg entlang segeln graue Wolkenfetzen, von Bern her drängt blauer Himmel dem Oberland zu. Und drunten im Feld ziehen immer neue Kompagnien vorbei zu den Klängen der abwechselnd spielenden Militärmusiken. In der Ferne verschwinden die Truppen langsam auf den Anmarschstraßen.

Wieder rieselt ein Regenschauer auf die 2000 Autos, auf die unzähligen Regenschirme herab. Zwei tadellos ausgerichtete Geschwader überfliegen den Platz, verfolgt von einer in rasendem Tempo vorwärtschnellenden Jagdstaffel